Werk

Titel: Bemerkungen zu zwei Goetheschen Gedichten

Autor: Schumann, Detlev W.

Ort: Weimar

Jahr: 1963

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0025|log24

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

DETLEV W. SCHUMANN

Bemerkungen zu zwei Goetheschen Gedichten

Von den Gedichten, auf die sich die folgenden Betrachtungen beziehen, entstammt das eine Goethes Jugend, das andere seinem hohen Alter. Die beiden kleinen hier zusammengestellten Untersuchungen unterscheiden sich in ihren Fragestellungen deutlich voneinander. Bei der ersten handelt es sich um ein chronologisches Problem, bei der zweiten um eins der Deutung.

I

Ein zärtlich jugendlicher Kummer

Versuch einer Datierung

Ein zärtlich iugendlicher Kummer
Führt mich in's öde Feld, es liegt
In einem stillen Morgenschlummer
Die Mutter Erde. Rauschend wiegt
Ein kalter Wind die starren Äste. Schauernd
Tönt er die Melodie zu meinem Lied voll Schmerz.
Und die Natur ist ängstlich still und trauernd,
Doch hoffnungsvoller als mein Herz.

Denn sieh bald gauckelt dir, mit Rosenkränzen
In runder Hand, du Sonnengott, das Zwillingspaar
Mit offnem blauem Aug, mit krausem goldnen Haar,
In deiner Lauffbahn dir entgegen. Und zu Tänzen
Auf neuen Wiesen schickt
Der Jüngling sich, und schmückt
Den Hut mit Bändern, und das Mädgen pflückt
Die Veilgen aus dem iungen Gras; und bückend sieht
Sie heimlich nach dem Busen, sieht mit Seelenfreude
Entfalteter, und reizender ihn heute
Als er vorm Jahr am Mayenfest geblüht.
Und fühlt, und hofft.

Gott seegne mir den Mann,
In seinem Garten dort! Wie zeitig fängt er an
Ein lockres Bett dem Saamen zu bereiten!

23 Kaum riss der Merz das Schneegewand
24 Dem Winter von den hagern Seiten,
25 Der stürmend floh, und hinter sich aufs Land
26 Den Nebelschleier warf, der Fluss und Au
27 Und Berg in kaltes Grau
28 Versteckt; da geht er ohne Säumen
29 Die Seele voll von Erndteträumen
30 Und sät und hofft[1].

Welchem Zeitraum gehören diese Verse an? Äußerungen von Goethe selbst über ihre Entstehung liegen nicht vor. Gedruckt erschienen sie zuerst 1846, ohne Kommentar, als letzte der poetischen Zugaben, die A. Schöll seinem Bändchen „Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786" beifügte. Die Weimarer Ausgabe nennt als Handschrift einen Foliobogen im Besitz der Familie von Stein auf Schloß Kochberg[2].

Frau Professor Lieselotte Blumenthal teilt mir vom Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar freundlichst mit, über den jetzigen Verbleib dieses Bogens sei dort nichts bekannt – vermutlich sei er 1953 versteigert worden, zusammen mit anderem wertvollem Material aus Kochberg; das Archiv besitze nur eine alte, wenig befriedigende Photokopie. Auch in dem Buch „Goethe und die bäuerliche Welt" von Günter Schulz (Goslar 1940) befindet sich übrigens eine (ebenfalls unzureichende) photographische Wiedergabe. Wichtig ist Erich Schmidts Angabe: „‚Ein zärtlich jugendlicher Kummer' füllt nicht ganz die erste Seite eines Strassburger Conceptfoliobogens; die drei übrigen sind leer"[3]. Wir können diese Aussage nicht mehr nachprüfen, haben aber keinerlei Recht, sie zu ignorieren. Tatsächlich ist sie jedoch selten beachtet worden, und die Goetheforscher haben sich bei der Datierung i. a. mehr oder weniger auf eine intuitive Erfassung des Gedichts verlassen; dabei sind sie aber zu verschiedenen Ergebnissen gekommen.

Vorsichtig drückt Barker Fairley sich aus: „A low-pitched poem, recalling the manner of Goethe's rhymed letter to Friederike Oeser in November 1768"[4] (gemeint ist die Versepistel vom 6. November). Von der Hellen schreibt in den Anmerkungen der Jubiläums-Ausgabe (III, S. 367): „Die anakreontischen Motive deuten auf frühe Zeit, die freiere Form aber rückt das Gedicht dem ‚Brief an Lottchen' . . . näher". So richtig der Hinweis

---

[1] Text nach Morris, Der junge Goethe (II, S. 128); hinfort: DjG.

[2] WA I 5/2 S. 238. Die Weimarer Ausgabe gibt dem Gedicht den Titel „Elegie", den wir aus praktischen Gründen hier beibehalten.

[3] Textkritisches, in Wilhelm Scherers Sammelband „Aus Goethes Frühzeit", Quellen und Forschungen XXXIV (Straßburg und London 1879), S. 11.

[4] Goethe, Selected Poems, hg. v. Barker Fairley (New York o. J.), S. 205.

auf die meistens zu wenig beachteten anakreontischen Motive ist, so unüberzeugend ist andererseits der formale Vergleich mit dem Gedicht „An Lottchen" („Mitten im Getümmel mancher Freuden . . ."), das mit Sicherheit dem Jahre 1775 und wahrscheinlich dessen Spätherbst angehört[5]. Um nur den gröbsten Unterschied hervorzuheben: das Versmaß der „Elegie" ist jambisch, das der Epistel „An Lottchen" aber (abgesehen von den vier letzten Versen) trochäisch — und daraus ergibt sich ein völlig verschiedener musikalischer Charakter.

Staiger[6], Steiner und Lamprecht[7] sprechen sich für den Anfang der siebziger Jahre aus, ohne sich genau festzulegen. Gräf und Nicolai[8] weisen das Gedicht der Periode zwischen Straßburg und Wetzlar zu, also — da ja die Jahreszeit aus dem Texte selbst erhellt — dem Frühling (oder Vorfrühling) des Jahres 1772. Für diese Datierung stimmen auch Düntzer, Wolff, Morris, Korff und Trunz[9]. Korff erklärt, das „noch kahle Land an einem Märzmorgen", das hier erscheine, gebe sich „dem, der es kennt, ohne weiteres [!] als das Land vor den Toren Frankfurts zu erkennen" (I, S. 104) — eine Beweisführung, die man als wissenschaftlich dürftig zu bezeichnen nicht umhin kann.

Andererseits bemerkt Ellinger: „1776 oder früher verfaßt"[10]. Und Boucke: „. . . wohl der ersten Weimarer Zeit angehörig"[11]. Erich Schmidts Angabe über die Straßburger Herkunft des Papiers beachtet, soweit ich sehe, nur Hermann Baumgart, der sich mit der „Elegie" eingehender als die meisten andern auseinandersetzt[12]. Es ist unwahrscheinlich, argumentiert er, daß Goethe völlig unbeschriebenes Straßburger Konzeptpapier 1771 nach Frank-

---

[5] Siehe D. W. Schumann, Goethe and the Stolbergs: A Friendship of the Storm and Stress, in: The Journal of English and Germanic Philology XLVIII (1949), S. 493, besonders Anm. 32.

[6] Goethe, Gedichte, mit Erläuterungen von Emil Staiger (Zürich 1949), II, S. 359.

[7] Gedenkausgabe II, S. 762 (Jacob Steiner) und S. 802 (Franz Lamprecht).

[8] Hans Gerhard Gräf (Hg.), Goethes Gedichte in zeitlicher Folge (Leipzig o. J.) I, S. 101; Goethe, Lyrische und epische Dichtungen, hg. v. Heinz Nicolai (Wiesbaden 1958), I, S. 107.

[9] Heinrich Düntzer, Goethes lyrische Gedichte, 2. Aufl. (Leipzig 1875–77), I, S. 69 f.; derselbe in Kürschners DNL LXXXIII, S. 155; Eugen Wolff, Der junge Goethe: Goethes Gedichte in ihrer geschichtlichen Entwicklung (Oldenburg und Leipzig o. J.), S. 119; Morris in DjG VI, S. 187; H. A. Korff, Goethe im Bildwandel seiner Lyrik (Leipzig 1958) I, S. 103; Erich Trunz in der Hamburger Ausgabe der Werke I, 5. Aufl. (1960), S. 426.

[10] In Karl Heinemanns Ausgabe der „Werke" (Meyers Klassiker-Ausgaben) III, S. 427.

[11] In Robert Petschs Festausgabe der „Werke" II, S. 488.

[12] Goethes lyrische Dichtung in ihrer Entwicklung und Bedeutung (Heidelberg 1931) I, S. 97 ff.

furt mitgeschleppt und mehr als ein halbes Jahr später (im Frühjahr 1772) noch besessen haben sollte. Er geht dann auf die anakreontischen Motive ein, die, wie wir sahen, auch von der Hellen erwähnt, und folgert: „Alles . . . weist zurück auf die Leipziger Zeit, und zwar auf den Frühlingsanfang, etwa die ersten Apriltage des Jahres 1768, als [Goethe] . . . um den Verlust der Liebe Käthchens trauerte“ (S. 98). Baumgart schlägt eine hypothetische Brücke zu einer Stelle im Siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit“, wo der Dichter berichtet, wie er einen Winter lang Käthchen durch launische Liebe quälte und dann im Frühling von Reue übermannt wurde, da er Harztränen aus ihrem in einen Lindenbaum geschnittenen Namen quellen und auf den seinen, darunter befindlichen, herabsickern sah. „Sie also hier über mich weinen zu sehen, der ich oft ihre Thränen durch meine Unarten hervorgerufen hatte, setzte mich in Bestürzung. In Erinnerung meines Unrechts und ihrer Liebe kamen mir selbst die Thränen in die Augen, ich eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, verwandelte dieß Ereigniß in eine Idylle, die ich niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte“[13]. Ebendiese Idylle nun identifiziert Baumgart mit unserm Gedicht, und als Abfassungszeit ergibt sich ihm, wie gesagt, das Frühjahr 1768. Dazu passen auch, fährt er fort, „Stil und Färbung“, und „die freie metrische Form erinnert . . . an die poetischen Episteln Goethes aus jener Zeit“ (S. 99). Er meint, in Straßburg oder in Sesenheim habe Goethe das Gedicht aus dem Gedächtnis (?) anderen vorgetragen (vgl. oben den Bericht über die „Idylle“ in „Dichtung und Wahrheit“) und dann, von seinen Zuhörern gedrängt, aufgeschrieben (Straßburger Konzeptpapier!). Im übrigen sieht Baumgart das Gedicht als Fragment an — wozu die Tatsache passen würde, daß nur eine von den vier Seiten des Doppelbogens beschrieben ist; und in der Tat kann dies durchaus als hypothetischer Hinweis auf den Plan einer Fortsetzung gedeutet werden. Er fährt fort: „. . . der Grund, warum Goethe die Niederschrift . . . nach der Einleitung abbrach, ist nicht schwer zu erraten: hatte er die ihn so tief bewegende Dichtung bis dahin nicht aus der Hand gegeben, wie er sie dann auch später nicht hat ans Licht kommen lassen, so hat wohl auch damals die Rührung ihm Halt geboten. . . . Den weiteren Verlauf könnte man sich so denken, daß das einleitende Motiv der Hoffnungslosigkeit wieder aufgenommen und in heftiger Selbstanklage erweitert wurde; dann hätte er bei seiner planlosen Wanderung sich plötzlich vor dem Lindenbaum stehend gefunden, wo die fließenden ‚Pflanzenthränen‘ seine starre Verzweiflung in einen Sturm weichmütiger Rührung auflösten“ (S. 99).

---

[13] WA I 27, S. 103 f.

Ich versuche im folgenden, die Baumgartschen Argumente teils zu unterbauen, teils aber auch durch eine differenziertere Betrachtungsweise zu ersetzen. Die Rekonstruktion einer etwa geplanten Fortsetzung liegt dabei nicht in meiner Absicht.

Formal ist das Gedicht durch folgende Eigentümlichkeiten ausgezeichnet: Es besteht aus 29 gereimten jambischen Versen von wechselnder Fußzahl und einer kurzen reimlosen Schlußzeile. Mitten in Vers 20 endet der zweite Teil und beginnt der dritte. Vielleicht war auch der letzte Vers (zwei Füße) ursprünglich als Halbvers gedacht, der in einem weiteren Absatz vervollständigt werden sollte.

Dreifüßig sind 3 Verse (13, 14, 27), vierfüßig 9 (1, 2, 3, 4, 8, 23, 24, 28, 29), fünffüßig 10 (5, 7, 9, 15, 18, 19, 20, 22, 25, 26), sechsfüßig 7 (6, 10, 11, 12, 16, 17, 21,); von den letztgenannten sind 6, 11 und 21 metrisch als Alexandriner anzusehen.

Von den 29 gereimten und sicher vollständigen Versen enden 17 stumpf (59 %) und 12 klingend (41 %). Das Reimschema ist stark variiert: a b a b c d c d / e f f e g g g h i i h / j j k l k l m m n n.

Wir haben hier also den vers libre oder vers irrégulier, der aus Frankreich eingeführt und dann in Deutschland zumal von Gellert und vom Wieland der sechziger Jahre (Komische Erzählungen, Musarion) angewandt wurde.

Charakteristisch — und zwar ganz besonders — ist ferner die Neigung zum Enjambement. Dies erscheint in unserm Gedicht mit erstaunlicher Häufigkeit, nämlich nach meiner Zählung siebzehnmal: 1/2, 2/3, 3/4, 4/5, 5/6; 9/10, 12/13, 13/14, 14/15, 15/16, 16/17, 17/18; 20/21, 21/22, 25/26, 26/27, 27/28. Das ergibt einen Prozentsatz von 59.

Zum Vergleich diene zunächst ein Beispiel aus Wielands „Komischen Erzählungen" (Das Urtheil des Paris):

Nun? Jungfer, wie? Was soll die Schüchternheit
(Spricht unser Hirt und nimmt sich ungescheut
Die Freiheit, sie beim runden Kinn zu fassen),
Mir wär' an Ihrem Platz nicht leid,
Mich neben Jeder sehn zu lassen.
Die Augen auf! —
Zurück, Verwegner! (schreit
Tritonia) — drei Schritte mir vom Leibe!
Vergesset nicht den Unterscheid
Von einer Tochter Zeus' und einem Hirtenweibe!
Es scheint, zu viele Höflichkeit
Ist Euer Fehler nicht. — Doch (setzt sie gleich gelinder
Hinzu) soll diese Kleinigkeit
Uns nicht entzwein; ich bleibe dir nicht minder
In Gnaden zugethan, und wenn, nach Recht und Pflicht,
Dein Mund zu meinem Vortheil spricht,

So soll die Welt, mit schimmernden Trophäen
Bis an des Ganges reichen Strand
Durch dich bedeckt, von Cäsarn und Pompeen,
Vom Schweden Karl, vom Guelfen Ferdinand,
Vom Helden jeder Zeit in dir das Urbild sehen[14]!

In Gehalt und Stimmung sind diese Zeilen ganz verschieden von dem Goetheschen Gedicht, das uns hier beschäftigt, in metrischer Form ihm aber recht ähnlich: jambische Verse, teils stumpf und teils klingend, mit verschiedener Fußzahl (vier Alexandriner!) und wechselndem Reimschema; häufiges Enjambement; Absatz innerhalb eines Verses.

Wo nun haben wir beim jungen Goethe Parallelen zum metrischen Stil unserer „Elegie"? Nun, eben zu der Zeit, da er unter dem Einfluß Gellerts und Wielands stand: in der Leipziger und der anschließenden Frankfurter Periode. Baumgart weist, wie wir sahen, auf die Versepisteln hin, und zwar mit Recht. Die früheste vergleichbare Stelle erscheint in einem Brief an Cornelia vom 6./7. Dezember 1765:

Das Ende krönt jetzt die vergangne Zeiten,
Wer einmahl glitt, wird leichte zweimahl gleiten.
Kind die Exequien die waren würklich schön,
Wer wird nicht den Verstand der klugen Domherrn sehn.
Er der aus Sparsamkeit oft was er war vergaß,
Der Wasser tranck und harte Eyer aß,
Der dessen Lehre
War; [!] daß der Fürsten Ehre,
Allein im vollen Beutel wäre.
Er der gespaaret statt gekriegt,
Er den kein leerer Pracht vergnügt,
Der würde sich im Grabe wenden,
Wolt' man nach seinem Todt so ohne Noht verschwenden.
(DjG I, S. 110)

Das späteste Beispiel ist wohl der von Barker Fairley erwähnte Frankfurter Brief an Friederike Oeser vom 6. November 1768. Auch aus diesem sei eine Stelle angeführt – jene, in der Goethe sich beklagt über das Gebot seines Arztes, tags und zumal nachts ja „an nichts reitzendes" zu denken:

Des Bouchers Mädgen nimmt er mir
Aus meiner Stube, hängt dafür
Mir eine abgelebte Frau,
Mit riefigem Gesicht, mit halbzerbrochnem Zahne,
Vom fleissig kalten Gerhard Dow
An meine Wand, langweilige Tisane
Setzt er mir statt des Weins dazu.

[14] Sämmtliche Werke (Leipzig 1853–58) X, S. 43 f. Auf inhaltliche Einzelheiten kommt es in unserm Zusammenhang nicht an.

O sage Du,
Kann man was traurigers erfahren?
Am Körper alt, und jung an Jahren,
Halb siech, und halb gesund zu seyn?
Das giebt so melanchol'sche Laune,
Und ihre Pein
Würd' ich nicht los, und hätt! ich sechs Alraune.
(DjG I, 304)

Auch in den erzählenden Gedichten im Buch „Annette" von1767 erscheint diese metrische Form, etwa am Ende des ersten Teils von „Kunst die Spröden zu fangen". Die erstaunlichsten Parallelen zu unserm zarten Frühlings-Pastellbild aber finden sich in der „Zwoten Erzählung" des ironisch-erotischen Doppelgedichts „Triumph der Tugend". Einige statistische Angaben mögen diese Behauptung erhärten.

Hier haben wir, nach meiner Zählung, 44 Enjambements in 104 jambischen Versen (von verschiedener Fußzahl)[15]. Das bedeutet eine Häufigkeit von 42 % gegenüber der zwar noch höheren, aber doch vergleichbaren Ziffer 59 % in unserer „Elegie"; jedenfalls kommt kein anderes Goethesches Vers-libre-Gedicht noch näher an 59 % heran; im Reimbrief an Friederike Oeser zähle ich 27 Enjambements in 181 Versen (15 %). Das Verhältnis von stumpfen Versschlüssen zu klingenden ist (in Prozenten) genau dasselbe in der „Zwoten Erzählung" und in der „Elegie": 59 : 41. Was die Zahl der Versfüße betrifft, so finden wir:

	Zwote Erzählung		Elegie[16]	
2:	3	(3 %)	0	(0 %)
3:	8	(8 %)	3	(10 %)
4:	43	(41 %)	9	(31 %)
5:	36	(35 %)	10	(35 %)
6:	14	(13 %)	7	(24 %)

Von den sechsfüßigen Versen sind 6 (6 %) beziehungsweise 3 (10 %) als Alexandriner zu bezeichnen.

Der statistischen Analyse folge ein Zitat aus der „Zwoten Erzählung", das die Anschauung vermitteln möge:

---

[15] Das Druckbild zeigt 106 Zeilen; aber aus metrischen Gründen sind 53–56 als zwei Verse (mit Binnenreim), nicht als vier, zu lesen:
So fürchterlich erfüllen: / Würd' ich eine That
Vor dir verhüllen, / Deinen Rath
(DjG I, S. 225)
Die zweiten Halbverse passen, als Vollverse genommen, nicht in das jambische Schema des Gedichts.

[16] Der zweifüßige, vielleicht unvollständige, Schlußvers ist nicht mitgerechnet.

Sie sah voll Angst rings um sich her.
Wie Wellen auf dem Meer,
Deß Grund erbebte, schlug die Brust, Dem Munde
Entrauscht' ein Sturm. Sie seufzte: Unschuld — ach wie klang
Diß Wort so lieblich, wenn in mitternächt'ger Stunde
An meinem Haupt' es mir mein Engel sang.
Jezt rauscht's wie ein Gewitterton vorüber.
Sie rief's. Es ward ihr Auge trüber,
Sah sternen an. Sie betet: Sieh
Aus deiner Unschuldswohnung, Herr, auf mich herüber,
Erbarme dich! Entzieh
Der reissenden Gefahr mich. Du
Vermagst's allein; Der ist zu schwach dazu,
Der Mensch, zu dem ich vor dir betete.
(DjG I, S. 225)

Ich fasse zusammen: 1. Der Vers-libre-Stil ist charakteristisch für Goethes dichterischen Stil in den Jahren 1765 bis 1768[17]. 2. Die genaueste Parallele zur „Elegie" findet sich im Buch „Annette", und zwar in „Triumph der Tugend, Zwote Erzählung".

Es sei nun ohne weiteres zugestanden: Dieser Vergleich dürfte zunächst kritisches Unbehagen erregen. Nicht ohne Grund. Denn Charakter, Stimmung, innere Form scheinen in der „Elegie" doch völlig anders zu sein als in Goethes Leipziger Poesie mit ihrer Mischung von Lüsternheit und Moralisieren. Und so erklärt es sich leicht, daß die Kommentatoren in großer Mehrzahl sich für eine spätere Entstehungszeit unseres Gedichts entschieden haben, meistens für 1772.

Oder ist das Problem seiner inneren Form doch komplizierter? Darf man vielleicht vorsichtig versuchen, in ihm verschiedene Schichten zu scheiden? Wir wollen es wagen, ohne uns dabei auf dogmatische Behauptungen zu versteifen.

Ist es etwa spezifisch der dritte Teil des Gedichts, der den Eindruck erweckt, als stamme es aus der Zeit des vollentwickelten Naturgefühls des jungen Goethe? Es scheint mir, daß demgegenüber der erste sich noch durchaus zur Vorstraßburger Lyrik in Verbindung setzen läßt. Motivmäßig besteht eine gewisse Verwandtschaft zu einem sehr frühen Leipziger Briefgedicht (an Riese, 28. April 1766), in dem die melancholische Stimmung allerdings auf Heimweh und nicht auf Liebeskummer beruht:

Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich entfernt von jedermann,

[17] Später kommt er noch in Teilen von „Lilis Park" vor. Es ist bezeichnend, daß gerade in Verbindung mit „Belinde", der Rokokogestalt, entsprechende stilistische Elemente wieder auftauchen, allerdings in abgeschwächter Form.

Am Bache, bey den Büschen liegen,
An meine Lieben dencken kann.

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum vordort
Der Zephir der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord,
Und trägt entrißne Blüten fort.
Voll Zittern flieh ich dann den Ort,
Ich flieh und such in öden Mauern,
Einsames Trauern.
(DjG I, S. 125)

Gewiß, auch der erste Teil der „Elegie" ist dichterisch reifer als diese sehr frühen Briefverse. Deren Verfasser, völlig ichbezogen, zwingt die Natur, unter Verlust ihrer eigenen Realität sich seiner subjektiven Gemütsverfassung anzupassen: Der Baum wandelt sich vor seinen Augen aus einem grünen in einen verdorrten; der sanfte Zephir wird ein stürmender Nordwind. Demgegenüber ist der Dichter der „Elegie" relativ wirklichkeitsnäher. Der kalte Wind ist objektiv und von vornherein da: Rauschend wiegt er die starren Äste. Und „tönt" auch dieser Wind „die Melodie" zu des jungen Dichters „Lied voll Schmerz", so bewahrt die Natur doch ihre Selbständigkeit: Sie ist hoffnungsvoller als sein Herz. Dabei ist die Stimmung jetzt intensiver.

Der Anfang des mittleren Teils der „Elegie" bringt dann jene anakreontischen Motive, auf die von der Hellen und Baumgart hinweisen: Hier „gaukeln" die Gemini dem Sonnengott entgegen mit Rosenkränzen in runder (also puttenhaft kindlicher) Hand, „mit offnem blauem Aug, mit krausem goldnen Haar". Dann folgen Motive — Tänze auf der Wiese, bebänderter Hut —, die durchaus in die Nähe der „Laune des Verliebten" gehören. Und schließlich erscheint das Mädchen, das heimlich nach dem erblühten Busen späht. So sehr nun gerade der Busen zum Motivvorrat erotischer Rokokodichtung gehört — im gegenwärtigen Fall ist die Behandlung unrokokohaft; hier ist nichts von lüsterner Spielerei, hier herrscht eine verhaltene Stimmung zarter Ahnung, die sich ausdrückt besonders in den Schlußworten des mittleren Absatzes: „Und fühlt, und hofft". In diesen Versen vom Ende des mittleren Absatzes scheint mir das Gedicht eine neue Ebene zu erreichen.

Und auf ihr bewegt sich dann der dritte Teil. Jetzt sind wir ganz und gar nicht mehr inmitten einer konventionalisierten Natur, sondern der erfah-

renen Wirklichkeit nahe: Garten — Beet („Bett") — Säen des Samens — Hoffnung auf Ernte. Der Dichter dieser Verse scheint mir schon jenem nahezustehen, der, wie er 1775 an Auguste Stolberg schreibt, „in der streichenden Februarlufft . . . den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe weite Welt wieder geöffnet wird" (13. Februar 1775).

Ich möchte glauben, daß Goethe unser Gedicht in Leipzig begann (im Zusammenhang mit dem Käthchen-Erlebnis) — wohl im Frühling 1768, als ihn in der Tat „zärtlich jugendlicher Kummer" erfüllte, und daß er es dann in Straßburg fortführte, wobei er vielleicht (oder wahrscheinlich) auch in dem älteren Teil Änderungen vornahm; er behielt die ursprüngliche metrische Form bei, erreichte aber eine ganz neue Intensität der Stimmung. Es ist möglich, daß diese Versform, der vers libre, ihm im Grunde dann doch nicht mehr gemäß war und daß er deswegen die Arbeit abbrach, ohne das Gedicht zu vollenden.

Erwähnenswert ist die Parallele zwischen der Schilderung des „Nebelschleiers", der „Fluß und Au / Und Berg in kaltes Grau / Versteckt" und dem Anfang eines Gedichts an Friederike Brion:

Ein g r a u e r trüber Morgen
Bedeckt mein liebes Feld,
Im N e b e l tief v e r b o r g e n
Liegt um mich her die Welt[18].

Und endlich: Fluß und Au und Berg passen doch wohl ganz und gar auf die elsässische Rheinebene.

So ließe sich alles in der Tat mühelos erklären: die anfängliche Übereinstimmung des Gedichts mit Vorstraßburger Elementen, das Hinübergleiten in ein neues Naturgefühl, die Benutzung von Straßburger Papier.

Zum Schluß sei noch dies erwähnt. Die ersten vierzehn Verse der Handschrift zeigen keine Emendationen; von Vers 15 ab finden sich neun solche, die zum Teil mechanische Fehler beseitigen, zum Teil aber auch stilistischer Art sind. Handelt es sich bei der ersten Hälfte des Gedichts (im wesentlichen) um die Abschrift einer bereits korrigierten früheren Form, in der zweiten hingegen um eine jetzt erst erarbeitete Neuschöpfung[19]?

---

[18] DjG II, S. 123. Hervorhebungen durch Sperrung stammen von mir. Im Gegensatz zu Morris möchte ich dies Herbstgedicht, das sich unter Friederikes Papieren fand, dem Jahre 1770 zuweisen.

[19] Die folgende Liste von Korrekturen beruht auf der eingangs erwähnten freundlichen Mitteilung von Frau Professor Blumenthal in Weimar wie auch auf meiner eigenen Anschauung der (nicht sonderlich guten) photographischen Wiedergabe der Handschrift bei Günter Schulz (s. o. S. 183):
15 Bändern] *verbessert aus* Bänder / 16 Gras] *Schluß-s verb. aus langem s (oder* se?) / 17 Sie] *verb. aus* sie / 17 sieht mit] und mit *gestrichen,* sieht *dar-*

Dies alles ist hypothetisch; aber wo dokumentarisches Beweismaterial fehlt, da sind wir auf Hypothesen angewiesen. Die ist die beste, die am meisten erklärt. Ich hoffe, daß diese Fortführung und Ergänzung von Baumgarts Gedankengängen sinnvoll erscheinen möge.

II

Der Bräutigam

Um Mitternacht, ich schlief im Busen wachte
Das liebevolle Herz als wär es Tag:
Der Tag erschien, mir war als ob es nachte,
Was ist es mir, soviel er bringen mag.

Sie fehlte ja, mein emsig Thun und Streben
Für sie allein ertrug ichs durch die Glut
Der heißen Stunde, welch erquicktes Leben,
Am kühlen Abend! lohnend wars und gut.

Die Sonne sank und Hand in Hand verpflichtet
Begrüßten wir den letzten Segensblick,
Und Auge sprach, ins Auge klar gerichtet,
Von Osten, hoffe nur, sie kommt zurück.

Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
In holdem Traum zur Schwelle wo sie ruht.
O sey auch mir dort auszuruhn bereitet,
Wie es auch sey das Leben es ist gut[20].

Dies Altersgedicht, vier mal vier geheimnisvoll andeutende Verse, entzieht sich immer wieder vollem Verständnis, fordert stets zu neuer Interpretation heraus. Wer ist der Bräutigam? Goethe selbst? Und wenn ja, von welcher Frau ist dann die Rede? Oder handelt es sich gar nicht in irgendeinem konkreten Sinn um ein Bruchstück der großen Konfession? Ist der „unselige Biographismus" — wie Paul Stöcklein sich in einer, übrigens vortrefflichen, Studie ausdrückt[21] — auszuschalten, und liegt ein Rollengedicht vor[22]? Spricht, wie Emil Staiger meint, „der Liebende schlechthin" über

über eingefügt, mit *durch Unterpunktierung wiederhergestellt* / 18] heute *danach gestr.* als er vor / 24 hagern] *über gestr.* starren / 26 Fluss] *verb. aus* Flus / Grau] *danach gestr.* verst / 28 er] *verb. aus* es.

[20] Text nach Lieselotte Blumenthal, Goethes Gedicht „Der Bräutigam", in: Goethe. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. N. F. XIV/XV (1952/53), S. 108.

[21] In: Wege zum späten Goethe, 2. Aufl. (Hamburg 1960), S. 389 f. Die früheste Fassung dieses Aufsatzes erschien in der DVjs XXII (1944), S. 382—411.

[22] „Man muß . . . das Gedicht zunächst als ein Rollengedicht im damaligen Geschmack der Zeit verstehen. . . . Kein direktes Bekenntnis gibt es in solchen Gedichten. Nicht Goethe spricht, sondern eine von Goethe erschaute und geschaffene . . . Figur, nämlich ‚Der Bräutigam'" (Stöcklein, S. 228).

eine gewissermaßen „abstrakte Geliebte", die „selber nur eine letzte Verdichtung alles Liebenswerten zu sein" scheint und keine konkrete Individualität hat[23]? Auch Karl Viëtor verspricht sich wenig vom Heranziehen biographischer „Spezialissima" und glaubt, „daß die Geliebte dieses Gedichts keine Person, sondern der Inbegriff, die ‚Ewig-Geliebte' aller Liebeserfahrungen Goethes sei"[24]. Oder verzichten wir bei solcher betont abiographischen Deutung „auf das vollkommene Verständnis eines der schönsten und erschütterndsten Gedichte in deutscher Sprache", wie Walter Hof behauptet[25]?

Indem Hof sich weigert, die Frage nach der positiv-historischen Identifizierung der Frau als allzu grob-stofflich beiseite zu schieben, glaubt er, ihr Urbild in Charlotte von Stein zu finden, nach deren Tod (Januar 1827) die Verse als Ausdruck trauernder Erinnerung und zarter Hoffnung auf überirdische Wiedervereinigung entstanden seien; jedoch kann ich seine Argumente hierfür durchaus nicht beweiskräftig finden[26]. Noch weniger befriedigend scheint mir die Gleichsetzung mit Christiane, die G. W. Hertz verficht[27]. Ernst Beutler deutet in seinem schönen Aufsatz „Lili: Wiederholte Spiegelungen"[28] das Gedicht als innigen Altersrückblick auf die Verlobung des Jahre 1775, indem er nahe textliche Ähnlichkeiten zwischen den Versen und gewissen Stellen im Siebzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit" betont.

Eine neue Epoche in der wissenschaftlichen Behandlung des Gedichts begann mit Lieselotte Blumenthals gründlicher und grundlegender Untersuchung von 1952/53. Sie unternahm zunächst einmal eine überaus sorgfältige (wenn auch letzten Endes hypothetische) chronologische Bestimmung, wobei sich ihr als wahrscheinliche Abfassungszeit das Jahr 1824 ergab[29]. Diese Periode aber ist die eines sehr langsamen Verebbens des

[23] Gedenkausgabe II, S. 661.

[24] Goethes Altersgedichte, in: Euphorion XXXIII (1932), S. 126 f. (Anm. 35). Vorsichtiger formuliert Viëtor im veränderten Abdruck des Aufsatzes im Sammelband „Geist und Form" (Bern 1952).

[25] Zu Goethes Gedicht „Der Bräutigam", in: Euphorion XLVI (1952), S. 306. Siehe auch Hof, Um Mitternacht, in: Euphorion XLV (1950); derselbe, Wo sich der Weg im Kreise schließt: Goethe und Charlotte von Stein (Stuttgart 1957), S. 302 ff.

[26] Schon Heinrich Viehoff hatte früher für Charlotte von Stein optiert; s. Anm. 8 in Lieselotte Blumenthals Aufsatz.

[27] Goethes Gedicht „Der Bräutigam", in: GRM XIX (1931), S. 221 ff.

[28] In: Essays um Goethe II (Wiesbaden 1947; mehrfach wieder aufgelegt).

[29] Genauer: Sie nimmt an, daß die erhaltene Handschrift des Gedichts Ende 1824 oder Anfang 1825 entstand (S. 119). Der „Bräutigam" erschien zuerst 1829, ohne Angabe des Verfassers, in Ottilie von Goethes Zeitschrift „Chaos". Die Herausgeber der „Nachgelassenen Werke" reihten es in die Dornburger Lyrik von

Marienbader Erlebnisses, und so brachte Frau Blumenthal die weibliche Gestalt, um die das Gedicht kreist, in Verbindung mit Ulrike von Levetzow. Dabei gab sie durchaus zu, daß die textlichen Parallelen zu gewissen Teilen von „Dichtung und Wahrheit" (Buch XVII), zumal zur Schilderung der unter freiem Himmel verbrachten Nacht, unbestreitbar sind; ja, in vielem klinge diese wie eine Paraphrase des Gedichts. Trotzdem hielt sie an der primären Beziehung auf das Erlebnis von 1823 fest.

Meine eigene Auffassung steht der ihren nicht durchaus fern; doch möchte ich manches wesentlich modifizieren. Sei es also gestattet, das Problem noch einmal aufzurollen. Dabei setze ich die Entrümpelung des ganzen Komplexes voraus, die Frau Blumenthal so vorbildlich durchgeführt hat.

Zuerst ein nicht gerade neues Argument. Das Gedicht heißt „Der Bräutigam", und Goethe war nur einmal, nur mit e i n e m Mädchen verlobt: 1775 mit Lili Schönemann. In der Rückschau des Alters empfand er die Unvergleichlichkeit der Situation: „Es war ein seltsamer Beschluß des hohen über uns Waltenden, daß ich in dem Verlaufe meines wundersamen Lebensganges doch auch erfahren sollte, wie es einem Bräutigam zu Muthe sei" (WA I 29, S. 61).

Auf die Parallelen zwischen dem Gedicht und gewissen Formulierungen in „Dichtung und Wahrheit" hat, wie schon erwähnt wurde, besonders Beutler hingewiesen. Doch lohnt sich ein abermaliger textlicher Vergleich, ein Versuch, das Letzte an Ähnlichkeiten herauszuholen. Aus Goethes Darstellung im Siebzehnten Buch zitiere ich vier Stellen:

1. „Konnt' ich denn auch wegen vermannichfaltigter Geschäfte die Tage dort draußen bei ihr nicht zubringen; so gaben die heiteren Abende Gelegenheit zu verlängertem Zusammensein im Freien . . ."

2. „Es war ein Zustand, von welchem geschrieben steht: ‚ich schlafe, aber mein Herz wacht;' die hellen wie die dunkeln Stunden waren einander gleich; das Licht des Tages konnte das Licht der Liebe nicht überscheinen, und die Nacht wurde durch den Glanz der Neigung zum hellsten Tage . . ."

1828 ein; ihnen folgte lange die Mehrzahl der Goethephilologen. Später (1931) glaubte Herz, den 6. Juni 1826, den zehnjährigen Todestag Christianes, als Entstehungsdatum annehmen zu können (S. 222 f. seines oben in Anm. 27 genannten Aufsatzes). Hof (s. o. Anm. 25) verfocht dann die Zeit unmittelbar nach Charlotte von Steins Tod am 6. Januar 1827. — Eine kritische und im ganzen zustimmende Besprechung von Frau Blumenthals chronologischen Argumenten gibt Walter Müller-Seidel in seinem Aufsatz „Goethes Gedicht ‚Der Bräutigam'", in: Goethe. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. N. F. XX (1958), S. 6–27 (s. dort Anm. 16); doch meldet er einige Vorbehalte an, die mir begründet scheinen.

3. Schilderung von Goethes einsam-nächtlichem Spaziergang; dann: „. . . ich setzte mich auf eine Bank, in der reinsten Nachtstille, unter dem blendenden Sternhimmel mir selbst und ihr anzugehören . . ."

4. Fortsetzung der Wanderung; abermalige Rast; Einschlafen und Erwachen. „Da verharrt' ich bis die Sonne nach und nach hinter mir aufgehend das Gegenüber erleuchtete. Es war die Gegend, wo ich die Geliebte wieder sehen sollte, und ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab." (WA I 29, S. 57 ff.)

Der erste Absatz entspricht durchaus der zweiten Strophe des Gedichts: „emsig Thun und Streben" hält tagsüber den Liebenden von der Geliebten fern; dann bringt „erquicktes Leben am kühlen Abend" lösendes Zusammensein.

Das Zitat aus dem Hohenlied (5.2) im zweiten Absatz klingt auch in der ersten Strophe an: „Ich schlief, im Busen wachte / Das liebevolle Herz als wär es Tag."[30] In der Prosa kann das physische Tageslicht das innere Licht der Liebe nicht überscheinen. Das Gedicht verdichtet, intensiviert: Durch die Notwendigkeit der Trennung wird das Licht in sein volles Gegenteil verkehrt, in Dunkel („Der Tag erschien, mir war als ob es nachte").

Der „reinsten Nachtstille", dem „blendenden Sternhimmel" im dritten Absatz entsprechen in der letzten Strophe die Worte „Um Mitternacht! der Sterne Glanz".

Im vierten Absatz beleuchtet die aufgehende Sonne den Ort, wo jetzt die Geliebte schlafend weilt und wo der Liebende erwarten darf, sie bald wiederzusehen. Auch das Gedicht erwähnt die Sonne: Bräutigam und Braut blicken der untergehenden nach und schöpfen feste Hoffnung aus der Gewißheit, daß sie zurückkehren wird; „der Sterne Glanz" aber ist es, der hier „in holdem Traum" dem Mann den Weg weist „zur Schwelle wo sie ruht".

Diese Übereinstimmungen sind erstaunlich, quantitativ wie qualitativ. Nun war solcher Parallelismus, wie gesagt, auch Lieselotte Blumenthal gegenwärtig; Beutler hatte ja eindringlich auf ihn hingewiesen, wenn auch ohne Herausarbeitung aller Einzelheiten. Trotzdem akzeptierte sie nicht seine Interprepation des Gedichts im Sinne einer Rückschau, über fünf Jahrzehnte hinweg, auf fernste Vergangenheit. auf die Lilizeit.

Im dritten Teil ihres Aufsatzes schlägt sie in kluger Weise Verbindungen zu Zeugnissen des Ulrike-Erlebnisses. Dabei verknüpft sie unser Gedicht mit der „Marienbader Elegie"; was in dieser „breit dahinfließt", sei in jenem „auf schmalen Raum zusammengedrängt" (S. 130). Was aber die Dar-

[30] Zur Rolle des Hohenliedes in diesem Zusammenhang siehe den in der vorigen Anmerkung genannten Aufsatz von Müller-Seidel (S. 13 ff.).

stellung der Lilizeit in „Dichtung und Wahrheit" betrifft, so kommt sie zu folgendem Ergebnis: „Wenn Goethe im 17. Buch von Lili spricht, von ihrer ‚so reinen kindhaften Art', mit der sie ihn ‚aufs allerstrengste sich zu eigen gemacht habe', so war ihm solches Wesen auch in Ulrike entgegengetreten. Vielleicht hat die Liligestalt in dieser Zeit Züge Ulrikes angenommen, ganz sicher wurde aber die Schilderung der vergangenen Liebe von dem Gefühl der gegenwärtigen durchblutet" (S. 129).

Diese Formulierung soll hier nicht radikal abgelehnt werden. Aber sind die Akzente vielleicht doch anders zu setzen? Beutler nennt Goethes „Spätliebe zu Lili . . . eine Wiederauferstehung", nennt sie selbst eine „revenante" (S. 75). Könnte nicht auch Ulrike in den Zusammenhang solcher Wiederauferstehung hineingehören? Könnte sie nicht ihrerseits in Goethes Vorstellung Züge der Frühgeliebten, Züge Lilis, angenommen haben?

Wir müssen nun zunächst einen Blick auf die chronologischen Verhältnisse werfen. Frau Blumenthal hat, wie bereits erwähnt wurde, für die Entstehung des „Bräutigam"-Gedichts, oder jedenfalls der erhaltenen Niederschrift, die Zeit 1824/25 wahrscheinlich gemacht, also eine Periode, die dicht auf das Marienbader Erlebnis folgt und unter dessen Einwirkung steht[31]. Die uns hier angehende Stelle in „Dichtung und Wahrheit" setzen Carl Alt und, ihm folgend, Momme und Katharina Mommsen ins Jahr 1830[32]. Frau Blumenthal hingegen nimmt in ihrem Aufsatz auch für diesen Abschnitt das Jahr 1824 als Abfassungszeit an. Es sei bekannt, sagt sie (S. 129), daß Goethe damals Teile des Siebzehnten Buches zu Papier gebracht habe. (Aber ist das wirklich „bekannt"?) Es handle sich dabei um Episoden aus der Lilizeit; „und daß sie jetzt geschrieben werden konnten", heißt es dann weiter, „verdanken sie der Liebe zu dem andern ‚holden Mädchen'".

Brieflich teilt Frau Blumenthal, auf Anfrage, in liebenswürdiger Weise folgendes aus Weimar mit:

„Die Handschrift (H) von ‚Dichtung und Wahrheit' zeigt an der Stelle, die S. 56, Z. 2 (in WA I 29) entspricht, das Datum ‚Jena den 26. Octbr 1821'. Hierauf folgt, auf einem nicht bis zum Ende beschriebenen Bogen andersfarbigen Papiers, eine deutliche Einlage, die bis S. 57, Z. 17 geht, das oben (S. 194) mit 1 bezeichnete Zitat einschließt und mit ihrem letzten Satz zur Schilderung der im Freien verbrachten Nacht überleitet. Diese selbst (ab

[31] Siehe hierzu besonders: Briefe Goethes an Ulrike von Levetzow und ihre Mutter Amalie von Levetzow, geb. von Brösigke, hg. von Bernhard Suphan, Goethe-Jahrbuch XXI (1900), S. 7–51.

[32] Carl Alt, Studien zur Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung und Wahrheit (München 1898), S. 75. Momme und Katharina Mommsen, Die Entstehungsgeschichte von Goethes Werken in Dokumenten II (Berlin 1958), S. 357, 517.

S. 57, Z. 18: ‚Es war ein Zustand . . .') beginnt dann auf einem neuen Bogen der alten Papiersorte."

Man könnte versucht sein, aus dieser letzten Angabe zu folgern, die Schilderung der nächtlichen Wanderung sei schon bald nach jenem „26. Octbr 1821" verfaßt worden[33]. Aber letzten Endes ist alles so ungewiß, daß es vielleicht besser ist, betreffs der chronologischen Bestimmung des ganzen Passus in „Dichtung und Wahrheit" sich mit einem „non liquet" zu bescheiden.

Nun gibt es aber schematische Vorstudien zum Siebzehnten Buch der Autobiographie. Und zwar kommen für uns in Betracht die in WA I 29 auf S. 210–13 und S. 214–17 abgedruckten. Carl Alt weiß wahrscheinlich zu machen, daß die zweite von diesen tatsächlich die frühere ist; auf Grund von Goethes Tagebuch weist er sie dem Dezember 1816 zu[34].

Der wesentliche Punkt für uns ist, daß wir schon in diesem Schema von (vermutlich) 1816 – also aus einer Zeit, die lange vor dem Marienbader Erlebnis liegt – Parallelen zum „Bräutigam" finden, mindestens betreffs des Grundgehalts und der Grundstimmung: „Glücklicher heiterer Himmel, schöne Jahreszeit. . . . Durchaus glänzende Zeit. . . . Geschichte der im Freyen zugebrachten Nacht. . . . Gefühl unmöglicher Trennung. Wechselseitiges unbedingtes Behagen, wechselseitiges Vertrauen. Man fühlt wie ernst es sey, daß es Ernst bleiben müsse. Man verspricht sich die Hand[35]. Bräutigams Stand" (WA I 29, S. 215)[36].

---

[33] An sich widerspräche dem auch nicht Eckermanns Bericht (Bd I, 10. August 1824; s. Mommsen II, S. 503 ff.) über ein Quartheft mit dem größtenteils nur skizzierten Inhalt für die Bücher XVI bis XX von „Dichtung und Wahrheit". Offenbar hat Goethe ihm die Foliohandschrift H (mit dem oben erwähnten Datum „den 26. Octbr 1821") vorenthalten. Ich folge mit dieser Bemerkung brieflichen Darlegungen von Frau Blumenthal, die erklärt, die Handschrift unterstütze nicht die Datierung (von Alt und den Mommsens) auf 1830, und – in vorsichtig-hypothetischer Form – sich für 1824 ausspricht.

[34] Die wichtigste Tagebuchstelle ist der Eintrag vom 15. Dezember: „Dictirt. Briefe. Verhältniß zu Lili im 4. Band meines Lebens." Alt bemerkt dazu: „. . . an Ausführung ist nicht zu denken, dazu ist die Arbeitszeit viel zu kurz, und man wüsste dann auch nicht, wann die Schemata entstanden sein sollten. Dass aber dieses das frühere Schema ist, und nicht S. 210–213, . . . ergibt sich einfach daraus, dass, was hier (S. 214–217) am Rande steht, dort (S. 210–213) bereits in den Text eingefügt ist" (S. 73). Für das Schema auf S. 210–13 nimmt Alt Februar 1825 als Entstehungszeit an (S. 74 f.). Momme und Katharina Mommsen akzeptieren seine Datierungen (S. 357, 494, 506).

[35] Im Gedicht: „Hand in Hand verpflichtet".

[36] Die Worte „Bräutigams Stand" sind am Rande nachgetragen. – Ähnliche Wendungen wie die oben zitierten finden sich übrigens auch in dem anderen Schema (S. 210 ff.).

Jeder weiß aus eigener Erfahrung, daß Stichwörter viel mehr bedeuten als ihren expliziten Inhalt, weiß, wie sehr sie mit mehr oder weniger fixierten, wenn auch nicht zu Papier gebrachten, Assoziationen behaftet sind. So dürfte auch Goethe bereits zur Zeit dieses Schemas manche der später niedergeschriebenen Formulierungen des Berichts über Lili in seinem Geiste geprägt haben.

So viel sei jedenfalls behauptet: Die schematisch skizzierte Darstellung des Verhältnisses zu Lili – vermutlich aus dem Jahre 1816 und vom Ulrike-Erlebnis noch nicht beeinflußt – enthält in nuce die später ausgeführte Schilderung von „Dichtung und Wahrheit" und deutet auch in manchem auf das „Bräutigam"-Gedicht hin.

Wenden wir uns nun wieder diesem Text zu! Die ersten Strophen stehen im Präteritum – mit Ausnahme des vierten Verses, den man wohl als einen in der Rückschau zitierten inneren Monolog des jungen Liebenden aufzufassen hat[37]. Die vierte Strophe steht dann im Präsens. Diesen Unterschied haben auch andere Interpreten bemerkt, aber nur Walter Hof scheint mir ihn wirklich nachdrücklich betont und ausgewertet zu haben: Er sieht in den Strophen 1 bis 3 eine Erinnerung an die frühen Beziehungen Goethes zu Charlotte von Stein, in 4 ein sehnendes Gedenken an die nun im Grab ruhende Weimarer Freundin (so daß nach ihm das Abfassungsdatum nicht vor ihrem Todesjahr, 1827 angesetzt werden darf)[38].

Nun kann ich aber Hofs Grundthese durchaus nicht überzeugend finden und also auch nicht diese Erklärung für den Übergang von Vergangenheit zu Gegenwart akzeptieren. Ergibt sich etwa der bestmögliche, der natürlichste Sinn, wenn wir die Strophen 1 bis 3 auf Lili beziehen, 4 aber auf Ulrike? Es hat dann nicht sein Bewenden dabei, daß Lili „Züge Ulrikes angenommen" hat, sondern zwei Erlebnisse, ein frühes und ein spätes, zeigen sich als eins, als in ihrem Wesen geheimnisvoll identisch miteinander. So war es — so ist es. „Um Mitternacht" — so fängt der umfangreichere erste Teil an, Erinnerung an langvergangene Zeit; „Um Mitternacht" — so beginnt der kürzere zweite, der sich auf schmerzliches Erleben jüngster Vergangenheit bezieht, einer Vergangenheit, die eigentlich noch Gegenwart ist.

---

[37] Die Urform dieses Verses war, wie das Lichtbild der Handschrift zeigt: „Sie fehlte mir, was er auch bringen mag." Diese Fassung wurde dann zunächst wohl umgeändert zu „Nun fehlt sie mir. . . ." (Frau Blumenthal liest [S. 117]: „Nun fehlte sie mir"; aber das metrisch störende Schluß-e scheint mir doch vielleicht eher ein schlecht ausradiertes Überbleibsel jener Urform zu sein.) — Wenn Stöcklein übrigens das „fehlte" am Beginn der zweiten Strophe (Vers 5) als Konjunktiv deutet, kann ich ihm keineswegs folgen.

[38] Siehe o. Anm. 25.

Ein gewisser Abstand zwischen der vierten Strophe und den ersten drei wird übrigens auch nahegelegt gerade durch Lieselotte Blumenthals Beschreibung der Handschrift: „Die letzte Strophe wurde bis auf die beiden Anfangsworte ‚Um Mitternacht' ganz ausradiert und die neue Fassung, die heutige, mit Bleistift darübergeschrieben. Von dem ursprünglichen Text läßt sich nichts mehr entziffern, die wenigen vielleicht erratbaren Buchstaben bezeugen, daß Worte dastanden, die Goethe in der Umgestaltung nicht wieder verwendete."[39]

Eine nicht unbedeutende Rolle in Frau Blumenthals Beweisführung spielt ein eigentümliches Dokument, das sie, wie vor ihr schon Suphan[40], als einen nicht abgesandten Brief an Ulrike ansieht und dessen Inhalt, eine Traumschilderung, vieles im „Bräutigam" vorwegnehme. Es heißt da:

„In diesen heiligen Nächten . . . habe ich umständlich und ausführlich von ihnen geträumt. Ich fand sie freundlich und hübsch, anmuthig und schön, so liebenswürdig als möglich und mir wie immer gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden und alle traumartigen Hindernisse, die mich in der großen pallastähnlichen Wohnung von ihnen zu entfernen sich fügten vermochten es nicht, ich war immer wieder an ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend, ich verweilte statt zu gehen und wenn ich gegangen war kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien beschwerlich geworden zu seyn. Ich beschied mich, eilte nach der Thüre eines großen Gartens, die ich aber verschlossen fand.

Sollte das nicht auf eine recht innerlichste Zuneigung deuten, auf unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe . . ."[41]

Es ist nun festzustellen, daß gerade auch zu dieser Traumschilderung sich mancherlei Parallelen in der Darstellung des Lili-Erlebnisses in „Dichtung und Wahrheit" finden. Den Worten „freundlich und hübsch, anmuthig und schön, so liebenswürdig als möglich" entsprechen hier: „Mein Verhältnis . . . zu einer schönen, liebenswürdigen, gebildeten Tochter" (WA I 29, S. 38) –

---

[39] S. 117; vgl. auch S. 129 f. und die von der Verfasserin beigegebene Photographie der Handschrift. Wofür sie den Beweis schuldig zu bleiben scheint, ist die Behauptung, daß die (in einen etwas engen Raum hineingepreßte) Überschrift „Der Bräutigam" erst „bei der Umänderung der letzten Verse" eingefügt wurde (S. 117). Was mit einiger Gewißheit sich folgern läßt, ist doch wohl nur dies: Die Überschrift wurde später als die erste Zeile des Textes geschrieben – aber wann, das steht dahin.

[40] S. 27 f. der oben in Anm. 31 genannten Publikation. Suphan, wie vor ihm schon Fresenius, denkt an die Weihnachtszeit des Jahres 1822 (S. 31); Lieselotte Blumenthal entscheidet sich, aus guten Gründen, für die von 1823 (S. 128).

[41] Text nach Lieselotte Blumenthal (S. 127 f.). Die Kleinschreibung („ihnen", „sie" usw.) erklärt sie damit, daß der Schreiber (John) den von Goethe diktierten Entwurf nicht als Brief verstanden habe.

„Ihre Anmuth, ihre Freundlichkeit blieb sich gleich" (S. 41) — „schön, anmuthig, anziehend" (S. 62) — „Ihre Anmuth und Liebenswürdigkeit gehörten mein" (S. 62). Ferner vergleiche man:

Traumschilderung	Dichtung und Wahrheit
Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden. . . .	Die beiden Liebenden versicherten sich . . . einer werthen unentbehrlichen Gegenwart (S. 45).
ich war immer wieder an ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend. . . .	die volle Ueberzeugung eine Trennung sei unmöglich, das in einander gleichmäßig gesetzte Vertrauen . . . (S. 59).
ich verweilte statt zu gehen und wenn ich gegangen war kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien beschwerlich geworden zu seyn.	Will ich rasch mich ihr entziehen, / Mich ermannen, ihr entfliehen, / Führet mich im Augenblick / Ach mein Weg zu ihr zurück (Selbstzitat, S. 39).
unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe.	Ein unbezwingliches Verlangen war herrschend geworden; ich konnte nicht ohne sie, sie nicht ohne mich sein . . . (S. 38).

Könnte aber dies alles nicht möglicherweise als Argument für die Blumenthalsche These in Anspruch genommen werden, für die These, daß gerade die Schilderung des Lili-Erlebnisses durch das noch aus jüngster Zeit nachwirkende Ulrike-Erlebnis beeinflußt sei?

Wie aber, wenn sich nun auch Parallelen ergeben sollten zwischen der Traumschilderung und dem von uns schon früher herangezogenen Schema zu „Dichtung und Wahrheit", das dem Jahre 1816 anzugehören scheint (WA I 29, S. 214–217)? Und so ist es in der Tat. Wir finden:

Traumschilderung	Schema
anmuthig . . . und mir wie immer gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden . . .	anmuthige stille Versicherung, wie werth uns Gegenwart (S. 215).
alle traumartigen Hindernisse, die mich . . . von ihnen zu entfernen sich fügten vermochten es nicht, ich war immer wieder an ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend. . . .	Gefühl unmöglicher Trennung. Wechselseitiges unbedingtes Behagen, wechselseitiges Vertrauen (S. 215).
in der großen pallastähnlichen Wohnung. . . . Thüre eines großen Gartens. . . .	Schöne Garten Umgebungen. Errichtung Pallastähnlicher Gebäude. (S. 215).
Unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe.	Unbezwingliches Verlangen sich einander zu nähern (S. 214).

Ganz besonders auffallend sind hier die gartenumgebenen „Pallastähnlichen Gebäude“ des Schemas in Parallele zu der „großen pallastähnlichen Wohnung“, ebenfalls mit Garten, im Traum[42]. Zeigt dieser Traum nicht deutliche Züge Offenbacher Provenienz?

Ich folgere: wenn dies eigentümliche Dokument der Entwurf eines Briefes an Ulrike ist, dann scheint es doch so, als habe gerade das Verhältnis zu ihr mancherlei Farben angenommen aus tiefgelagerten Reminiszenzen an die Lilizeit, die (vermutlich) 1816 zum erstenmal skizzenhaft niedergeschrieben wurden.

Wir erinnern uns nun, daß Frau Blumenthal Parallelen zwischen dem „Bräutigam“-Gedicht und der „Marienbader Elegie“ zieht. Über diese Beziehung seien zur Erhellung unseres Gedichts noch einige Worte gesagt.

Der „Hand in Hand“ bekräftigten Verpflichtung beim Untergang der Sonne und der gewissen Hoffnung auf deren Wiederkehr und damit auf die Wiedervereinigung des Brautpaares entsprechen in der „Marienbader Elegie“ die Worte:

> Der Abendkuß, ein treu verbindlich Siegel:
> So wird es auch der nächsten Sonne bleiben.
> (Str. 3)

In beiden Gedichten glitzern Sterne über den Liebenden (Marienbader Elegie: Str. 5). Und endlich: In beiden erscheint mit eigentümlicher Prägnanz das Wort „Schwelle“. Sie, die Schwelle, symbolisiert die Trennung – bis zu ihr, nicht über sie hinweg, darf der Mann schreiten:

> Der Bräutigam
> Um Mitternacht! der Sterne Glanz geleitet
> In holdem Traum zur Schwelle wo sie ruht.

> Marienbader Elegie
> [Abend, Trennung:]
> Nun eilt, nun stockt der Fuß, die Schwelle meidend,
> Als trieb' ein Cherub flammend ihn von hinnen;
> Das Auge starrt auf düstrem Pfad verdrossen,
> Es blickt zurück, die Pforte[43] steht verschlossen.
> (Str. 4)
>
> [Morgen, Wiedersehen:]
> Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
> Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.
> (Str. 12)[44]

---

[42] Im ausgearbeiteten Text von „Dichtung und Wahrheit“ erscheinen nur noch „prächtige Gebäude“, „ansehnliche Gebäude“ (WA I 29, S. 42, 45).

[43] Intensivierung von „Schwelle“!

[44] Es sei immerhin erwähnt, daß von den drei besprochenen Parallelen zwei sich auf die letzte Strophe des „Bräutigam“-Gedichts beziehen, in der das Marien-

Und die Worte, die in der „Marienbader Elegie" folgen, erklären dann auch die zwei letzten Verse im andern Gedicht, zumal den schwierigen vorletzten: „O sey auch mir dort auszuruhn bereitet . . ." Handelt es sich um den Wunsch nach körperlicher Liebesvereinigung? Oder etwa, wie Hof meint, um ersehnte Nähe zur Geliebten im Grabe? Ich glaube, wie gesagt, daß wir auch hier die „Marienbader Elegie" heranziehen dürfen, in der tatsächlich, wie Lieselotte Blumenthal sagt, manches „breit dahinfließt", was im „Bräutigam"-Gedicht „auf schmalen Raum zusammengedrängt" ist:

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —,
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.
(Str. 13)

„Dort auszuruhn" (Der Bräutigam) — dürfte das nicht bedeuten: in der Gegenwart der Geliebten Frieden finden im Bewußtsein, „ihr zu gehören" (Marienbader Elegie)?

Wie unauslöschlich Lilis Bild in Goethes Sinn blieb, oder vielmehr wie es mit steigendem Alter immer deutlicher, immer verklärter wieder hervortrat, das hat Ernst Beutler eindringlich und schön dargelegt; es braucht hier nicht in allen Einzelheiten wiederholt zu werden. Doch sei erwähnt Sulpiz Boisserées Bericht über seine Fahrt mit Goethe von Heidelberg nach Karlsruhe am 3. Oktober 1815; da heißt es: „Alte Erinnerungen; wie oft er den Pfad durch die Gerbermühle gegangen nach Offenbach zur Schönemann. Liebesgeschichte. Seine Lieder an Lili. Braut und Bräutigam. . . . Vor vierzig Jahren reiste er auch nach Karlsruhe; wir werden da Jung Stilling wiedersehen. . . . Die Schönemann müßte auch da sein!" (Gedenkausgabe XXII, S. 843 f.) Der letzte Satz ist wohl als Stoßseufzer aus Goethes eigenem Mund aufzufassen. Jedenfalls: Eine einzige Woche nach dem letzten Treffen mit Marianne von Willemer, wenige Wochen nach dem sommerlichen Zusammensein mit ihr in der Gerbermühle bei Offenbach ist es Lili, die sich in Goethes Seele unwiderstehlich in den Vordergrund drängt.

---

bader Erlebnis anzuklingen scheint. Übrigens sei auch eine eigentümliche Parallele zwischen der „Marienbader Elegie" und der Schilderung der nächtlichen Wanderung in „Dichtung und Wahrheit" nicht verschwiegen. In jener wird die Nähe zur Geliebten zweimal als „Paradies" bezeichnet (Str. 1: „Das Paradies, die Hölle steht dir offen"; Str. 2: „So warst du denn im Paradies empfangen"); in dieser lesen wir: „Ich kehrte langsam in das Paradies zurück, das sie, die noch Schlafende, umgab" (WA I 29, S. 59). Alle drei Werke, die zwei Gedichte und die autobiographische Schilderung, spiegeln einander.

Vor allem aber muß ein ungemein wichtiger Bericht von Soret ausführlich zitiert werden. Er stammt aus dem März 1830, also aus dem Jahr, das gemeinhin als das der endgültigen Redaktion der Darstellung des Lili-Erlebnisses in „Dichtung und Wahrheit" gilt. Das Gespräch mit Goethe, das Soret schildert, handelt zunächst vom Besuch einer Enkelin Lilis in Weimar; dann fährt der alte Dichter fort:

„Que je regrette . . . de ne l'avoir pas vue plus souvent, d'avoir toujours différé de la faire venir auprès de moi, pour m'entretenir seul avec elle et chercher à retrouver quelques-uns des traits chéris de sa parente[45]! . . . En me parlant avec intérêt de l'aimable jeune fille qui nous quitte, vous réveillez tous mes anciens souvenirs et vous me faites revivre dans un autre âge auprès de celle qui la première fut aimée par moi d'un sentiment aussi profond que véritable, qui le fut peut-être aussi la dernière; car les intérêts du même genre qui m'ont occupé dans la suite étaient bien légers à côté de celui-là. . . . Jamais je n'ai été aussi près du bonheur. . . . Et cependant je n'ai pu l'épouser! . . . Ah! mon cher ami, il faut apprendre à s'arranger avec la vie, pour pouvoir la supporter et ne pas se laisser abattre par elle!" (Gedenkausgabe XXIII, S. 670 f.)

Merkwürdig, daß ein Goethekenner wie Karl Viëtor mit Bezug auf unser Gedicht zweifeln kann, ob Lili für den Greis wirklich noch einzigartige Bedeutung gehabt habe[46]. Ja, die hatte sie. Dabei kommt es nicht einmal darauf an, ob Goethes Selbstinterpretation seines früheren Lebens historisch durchaus richtig ist. Worauf es ankommt, ist vielmehr dies: So hat er im Alter jenes Verhältnis gesehen, so hat er ihm nun einen unbedingten Vorrang vor allen anderen gegeben. Lili war jetzt d i e Geliebte geworden. Dürfen wir da annehmen, daß sie im „Bräutigam"-Gedicht gewissermaßen nur „in, cum et sub" Ulrike erscheint (sit venia verbo!), wie Lieselotte Blumenthal annimmt? Sollte nicht vielmehr Ulrike als eine Art Lili rediviva erlebt worden sein? Die zwei jugendlichen, fast noch kindlich-jugendlichen Damen aus der hohen Gesellschaft: Lili 1775 sechzehn bis siebzehn Jahre alt, Ulrike 1821—23 siebzehn bis neunzehn Jahre[47].

Schon Bernhard Suphan erkannte die Ähnlichkeit zwischen den beiden Mädchen und bemerkte in diesem Zusammenhang auch wesentliche Par-

---

[45] Man beachte das Schwanken zwischen dem Wunsch, Lili in ihrer Enkelin wiederzusehen, und leidender Abwehr.

[46] Geist und Form (s. o. Anm. 24), S. 168.

[47] Walter Hof zieht eine Parallele zwischen Charlotte von Stein (die sieben Jahre älter als Goethe war) und der „ebenfalls adligen Dame" Ulrike; in die „Marienbader Elegie" seien Züge von „Lida" eingegangen (Wo sich der Weg im Kreise schließt [s. o. Anm. 25], S. 314). Auch hier kann ich ihm nicht beipflichten.

allelen zwischen der „Marienbader Elegie“ und der Darstellung des Liebeserlebnisses von 1775 in „Dichtung und Wahrheit“. Im Gegensatz zu Lieselotte Blumenthal sah er — richtiger, glaube ich — nicht so sehr eine Lili, die Züge von Ulrike angenommen hat, wie eine Ulrike, die eine wiedererstandene Lili ist[48]. Der Ton ist anders, die Betonung.

Dies allerdings ist sicherlich zuzugeben: Das Ulrike-Erlebnis wird seinerseits auch das Lili-Erlebnis durchblutet, erneuert, intensiv gegenwärtig gemacht haben.

Ich behaupte nicht, eine Interpretation des „Bräutigam“-Gedichts von absolut zwingender Beweiskraft gegeben zu haben. Meine Darlegungen wollen als hypothetisch betrachtet werden. Jene Hypothese aber ist die beste, welche die einfachste, die textnächste Deutung gewährt. Darf ich dies für die meine in Anspruch nehmen?

Ich fasse zusammen:

1. Lili nimmt in Goethes Alter die Züge einer Geliebten schlechthin an.
2. Gerade Ulrike mag ihm wohl wie eine neuverkörperte Lili erschienen sein.
3. Das Gedicht besteht aus zwei ungleich langen Teilen, die beide mit den Worten „Um Mitternacht“ beginnen; der erste steht im Präteritum, der zweite im Präsens.
4. Dies erklärt sich zwanglos, wenn wir annehmen, daß der erste sich auf Lili bezieht, der zweite aber auf Ulrike, die 1824 noch durchaus dem Bereich schmerzender Gegenwart angehörte.
5. Bei einer primären Beziehung auf Lili kann der Titel des Gedichts ganz wörtlich genommen werden.
6. Parallelen zwischen dem Gedicht und der Darstellung im Siebzehnten Buch von „Dichtung und Wahrheit“ bieten nun keinerlei Problem.
7. Das gilt aber auch für die Ähnlichkeiten zwischen dem „Bräutigam“-Gedicht (besonders der letzten Strophe) und der „Marienbader Elegie“.

Sind wir nun in einen „unseligen Biographismus“ zurückverfallen? Zwar haben wir das Biographische uns zunutze gemacht — aber war solches Bemühen „unselig“?

Dazu noch ein letzter Punkt. Die Tatsache, daß in unserer Interpretation das Gedicht unmerklich von einem Jugenderlebnis zu einem Alterserlebnis, von einer Frühgeliebten zu einer Spätgeliebten hinübergleitet, bedeutet allerletzten Endes ein Transzendieren über die historisch-biographische

---

[48] S. 50 der oben in Anm. 31 genannten Veröffentlichung. Suphan sagt: „. . . bis ins feinste Geäder tief in das Bildsinnliche und Sinnbildliche hinein gehen die Ähnlichkeiten.“

Dimension, über die Zeit hinaus. Was bleibt, ist ein zeitloses Urphänomen: Eros — der bei Goethe allerdings stets an die konkrete Gestalthaftigkeit menschlicher Individualität gebunden bleibt.

Ich wäre froh, wenn durch diese Bemerkungen die Aussprache über das Gedicht wieder in Fluß käme[49].

[49] Nachträglich sei noch zum Motiv der „Schwelle" (s. o. S. 201) eine Stelle aus den „Lehrjahren" erwähnt, auf die ich erst längere Zeit nach Abschluß dieser Arbeit aufmerksam wurde. Da sagt Wilhelm, indem er die Wandellosigkeit der auf den Gemälden im Saal der Vergangenheit dargestellten Szenen kontrastiert mit dem ewigen Werden und Vergehen menschlichen Lebens: „So verschämt wird durch alle Zeiten die Braut sitzen . . .; so ungeduldig wird der Bräutigam auf der Schwelle horchen, ob er hereintreten darf" (WA I 23, S. 199).